



Ich war 14. Eduard Gebel

in: Korobowa, V. (2005): "Wir haben es überlebt ... Erinnerungen an die Blockade von deutschstämmigen Kindern." Sankt Petersburg, S. 23-27.

(Мне было 14 лет. Гебель Э. Б.)

(Текст взят из книги: "Мы это пережили...": Сборник воспоминаний детей блокады немецкого происхождения / Отв. редактор В. А. Коробова. СПб., 2005.)

Karl Friedrich Gebel, geboren 1868, ein Deutscher aus dem Baltikum, arbeitete seit 1892 als Schmied im Semmjannikowski-Werk. Dort arbeitete auch der Vater, Bruno Ernst Gebel, und brachte es vom Dreher in der Artillerieabteilung bis zum Meister einer Werkhalle. Am 19. Februar 1938 wurde er als Deutscher verhaftet und kam 1942 in einem Lager ums Leben. Er hatte vier Kinder. 1942 starben im belagerten Leningrad der Großvater und die Großmutter Ida Gebel, die 1885 in Petersburg geboren wurde.

1944 ging Eduard Gebel zum Militär und diente bis 1951. Danach arbeitete er in einem Metallwerk und später im Zentralen Forschungsinstitut. Jetzt ist er Rentner.

So ist der Mensch wohl geschaffen: je weiter die Ereignisse in der Vergangenheit zurückliegen, wie die der Kindheit und der Jugend, desto deutlicher erinnern wir uns, als hätte sie unser Gehirn fotografiert, als wäre alles erst gestern geschehen. Und umgekehrt: das gestrige Leben, die jüngsten Ereignisse verschwinden schonungslos.

Sehr viel Gutes und Schlechtes aus meinen Kinder- und Jugendjahren hat sich in mein Gedächtnis eingeprägt. Jetzt möchte ich ganz kurz über das Leben meiner Familie während der schweren Blockadezeit erzählen.

Ich wohnte mit meiner Mutter, einem Bruder, einer Schwester und den Großeltern in einer Mehrfamilienwohnung. Meine Großeltern waren deutscher Abstammung. Als der Krieg begann, wurden ich und meine Schwester mit der ganzen Schule ins Kalinin-Gebiet evakuiert. Keine drei Wochen waren vergangen, als auf einer Lichtung in unserem Dorf deutsche Fallschirmspringer landeten. Wir wurden schnell mit Pferdewagen nach Ostaschkowo gebracht. Dann fuhren wir in Waggons eines Güterzuges weiter. Trotz einer strengen Aufsicht sprangen wir, ich und mein Kamerad, während der Fahrt aus einem Waggonfenster heraus. Zwar verletzten wir uns stark, doch es gelang uns den Ort Bologoje zu erreichen, der schon bombardiert wurde. Es war ein ungeheures Gedonner! Hier sah ich mit meinen

eigenen Augen den Krieg, Tote und Verletzte. Nach einigen Tagen kam ich ausgehungert und erschöpft nach Hause zurück.

Die ersten Tage des Krieges war ich voll von junglichem Patriotismus und hob mit den Erwachsenen Schützengräben außerhalb der Stadt aus, ebenso Versteckgräben auf dem Marsfeld, neben der Admiralität und im Taurischen Garten, half Luftschutzkeller einzurichten und hatte Dienst auf dem Dach.

Dann wurde es sehr kalt und man musste stundenlang Schlange stehen, um Brot zu bekommen. Nachts lösten wir einander ab.

Häufige Luftangriffe ließen uns keine Ruhepause. Auf dem Dach stehend, spürte ich, wie das Haus durch Bombenexplosionen erschüttert wurde und wankte. Mit der Lebensmittelversorgung wurde es immer schlechter. Während einer Bombardierung zerbrachen alle Fensterscheiben in unserer Wohnung. Wir mussten die Fenster völlig mit Holz vernageln. Nun kam die schlimmste Zeit. Die Wasser- und Abwasserleitungen waren außer Betrieb. Wir konnten uns nicht waschen. An Hygiene war nicht zu denken. Wir hockten dicht zusammen um einen von mir gebastelten Kanonenofen. Eine Wand des Zimmers war mit Reif bedeckt. Es wurde mit Möbeln und allerlei hölzernen Küchengegenständen geheizt. Im November wurden meinem Bruder alle Lebensmittelkarten gewaltsam weggenommen. Gott sei Dank, blieben uns die Karten der Großeltern erhalten. Davon konnten wir eine Zeit lang leben.

In unserem Haus starben die Menschen. Auch unser Nachbar starb. Meine Mutter arbeitete in einer Nähwerkstatt für das Oberkommando des Militärs, das sich am Schlossplatz befand. Ab und zu ging ich hin und bekam im Speiseraum warme, nach Kohl riechende Brühe.

In unserem Keller fand ich einige Tafeln Holzleim. Daraus wurde Sülze gekocht. Sie schmeckte uns damals lecker, und wir konnten wieder einige Zeit durchhalten.

Eine Nachbarin schlug vor, ihre tote Lieblingskatze gegen Holz zu tauschen. Die Mutter war zur Arbeit. So wollten wir ihr sagen, dass es für die Lebensmittelkarten heute Kaninchen gegeben habe. Mein Bruder konnte sich vor Erschöpfung nicht mehr bewegen. Er lag neben dem Ofen. Ich nahm die Katze aus und kochte sie. Es roch sehr schmackhaft. Die Mutter spürte den Geruch schon im Treppenhaus. Sie freute sich sehr über Kaninchenfleisch. Doch als sie im Topf einen Katzenkopf mit Schnurrbart, Augen und Ohren sah, sank sie auf den Stuhl, bedeckte das Gesicht mit den Händen und sagte: "Esst es selbst, es schmeckt gut, ich habe noch genug Kraft, ihr braucht mehr." Tatsächlich war auch sie sehr schwach und bewegte sich schlecht. Die Katze schmeckte sehr gut, und wir aßen einige Tage davon. Danach aßen wir auch die Haut und die Pfoten, die wir vorher im Feuer geröstet hatten.

Ich erinnere mich an fürchterlich donnernde Laster mit ihrem grausigen, mit Seilen festgebundenen Ladegut: Berge von Leichen in mehreren Lagen. Ein Bild blieb für immer in meinem Gedächtnis: der Arm eines Toten hing über die Bordwand, in seiner Hand festgedrückt war ein Gegenstand in der Form einer Sichel. Erst nach einigen Jahren, als ich in einem Maschinenbauwerk arbeitete, fiel mir ein, dass er eine Klammer in der Hand hielt. Er musste während der Arbeit an seiner Werkbank gestorben sein und erfor in dieser Lage.

Man beerdigte ihn so, denn man wollte ihm nicht die Finger brechen, um die Klammer zu entfernen.

Dann kam das Neujahr 1942, wir bekamen neue Lebensmittelkarten, jeder mit der gleichen Brotration von 125 Gramm.

In unserem Haus waren schon viele gestorben. Auch unser Großvater lag im Sterben. Er wollte noch bis zum Ersten des Monats durchhalten, um noch die Essensbezugsscheine zu bekommen. Nach dem Ersten sagte der Großvater, ein 74-jähriger Schmied, zu meiner Mutter: "Manja, kümmere dich um die Kinder, mir hilft jetzt nichts mehr, auch 100 Stiere nicht. Meine Essensbezugsscheine gehören euch." Ab diesem Zeitpunkt aß er nichts mehr, trank nur etwas und lebte noch bis zum 14. Januar. Wir brachten ihn mit dem Schlitten zum Ochta-Friedhof. Dort lagen schon Berge von Leichen. Einige Frauen legten die Leichen, sehr geschickt (so schien es mir damals), in die Gruben. Um sie besser schleppen zu können, schlugen sie einen Haken in die Körper. Die Frauenleichen schleppten sie an den Haaren und legten die Leichen ganz dicht nebeneinander.

Unsere Mutter legte sich nach der Arbeit immer häufiger ins Bett. Sie bemühte sich, den Mut zu bewahren, doch sie hungerte sehr und begann anzuschwellen. Ihre Füße waren so geschwollen, dass sie in ihren Filzschuhen schlief, weil sie sie nicht mehr ausziehen konnte.

Es gab ein Gerücht, dass eine Evakuierung über den Ladoga-See geplant sei. In erster Linie sollte dies die Familien mit Kindern betreffen. Die Mutter ging zur zuständigen Behörde und kam betrübt zurück, denn ihr wurde gesagt: "Ja, es wird evakuiert, aber das betrifft Ihre Familie nicht. Wo ist denn Ihr Mann? Evakuiert werden nur die Frauen der Offiziere."

Unsere Nachbarin war die Frau eines Offiziers. Sie schrieb uns als Verwandte in ihre Papiere ein, und wir konnten evakuiert werden. Ein entsprechendes Papier wurde uns am 23. Februar 1942 ausgestellt. Die Großmutter wollte Leningrad nicht verlassen. Sie kam dann irgendwo auf der Straße ums Leben.

Mit unserem Gepäck gingen wir zum Finnischen Bahnhof und warteten dort einige Tage auf den Zug. Am 26. Februar kam der Zug. Die Waggons waren gedrängt voll. Ich kletterte auf die obere Liege, die anderen waren nicht imstande, nach oben zu klettern. Ich erinnere mich an einen einbeinigen Soldaten. Er bettelte um Tabak. Tabak war genauso wie Alkohol Mangelware. Wir hatten eine Packung Tabak dabei. Die Mutter machte eine Zigarette und steckte sie ihm in den Mund. Jemand gab ihm Feuer. Seine Augen glänzten. Er riss Papierfetzen mit Tabak ab und verschluckte sie gierig. Es war unfassbar.

Vom Bahnhof Kokorewo aus fuhren wir mit einem LKW über das Eis, vorbei an Geschoss- und Bombentrümmern. Ab und zu sauste und explodierte etwas, aber wir blieben unversehrt. Wir erreichten das Hinterland. Die Leute weinten, als sie uns ansahen. Wir bekamen fette Suppe und eine Schokoladentafel zu essen. Natürlich hatten wir dann heftige Magenschmerzen. Dann fuhren wir weiter in warmen Güterzugwaggons mit Kanonenöfen. In unserem Waggon sah ich auch jenen verwundeten Soldaten. Er saß am Ofen, auf seine Krücken gestützt. Plötzlich fiel er nach vorn und schlug mit dem Kopf gegen den glühenden Ofen. Als er fortgeschleppt wurde, war er schon tot.

Ich hatte dann Durchfall und Harnträufeln. Alle waren verlaust. Hier und da stiegen wir an Bahnstationen aus und unsere Kleidung wurde durch Feuer desinfiziert.

Langsam aber sicher, fuhren wir unserer Rettung entgegen. Alle wussten, dass wir aus dem belagerten Leningrad kamen.